Heinz Kunzendorf

Kultur als gestaltende göttliche Kraft im Leben des Einzelnen und des Volkes

Verlag Hohe Warte - Franz von Bebenburg KG

Kultur als gestaltende göttliche Kraft im Leben des einzelnen und des Volkes

Johann Gottfried Herder: „Ich sehe, daß ich nicht ewig in der Welt leben kann, ich habe nur kurze Zeit zu leben, ich sterbe; was heißt das: ich sterbe ... bin ich dann nicht mehr, oder bin ich noch? Hört alsdann mein ganzes Dasein auf, oder trete ich ein neues Dasein an? Ich fühle jetzt in mir Gedanken, Wünsche, Empfindungen, Begierden, werde ich sie immer fühlen, mir immer denkend bewußt bleiben, oder wird, wenn mein Pulsschlag stille steht, mein Herz erstarrt, mein Blut und Lebenssaft stockt, wird dann auch mein Gedanke, mein Empfinden, mein Bewußtsein aufhören, und wie ein erlöschendes Licht, wie ein schnellzuckender Blitz, wie eine vorüberfahrende Flamme in einem Augenblick sein und nicht mehr sein. Wenn ich noch sein muß, wo werde ich denn sein? durch welche dunklen, finsteren, schrecklichen Wege werde ich denn in meine neue Bestimmung wandern sollen? was wartet auf mich? – O Seele, unsterbliche Seele in mir, die ihre Unsterblichkeit ahndet, die ihr zukünftiges ewiges Dasein mit einem Schauder zum voraus fühlt, sprich, unsterbliche Seele, wie wird es dir denn sein, was mag dich erwarten."

Friedrich Hölderlin:

„Nein, Unsterblichkeit, du bist, du bist!
Mögen Spötter ihrer Schlangenzungen,
Zweifler ihres Flattersinns sich freu'n,
der Unsterblichkeit Begeisterungen
kann die freche Lüge nicht entweih'n.

Jean Paul: „Der Gedanke der Unsterblichkeit ist ein leuchtendes Meer, wo der, der sich darin badet, von lauter Sternen umgeben ist."

Das Sehnen nach Unsterblichkeit bewegte den Menschen seit seinem Anbeginn. Darum konnte Mathilde Ludendorff an den Anfang ihres grundlegenden philosophischen Werkes „Triumph des Unsterblichkeitwillens" die Worte stellen:

„Wie Schatten flüchtig gleiten die Menschengeschlechter über die Erde;
sie blühn und vergehn und singen dabei das hohe,
das niemals verstummende Lied unsterblichen Lebens!"

Alles Suchen nach überzeitlichen Werten mündet in der Unsterblichkeitsfrage und verdrängt die Beschäftigung mit den Dingen der Endlichkeit.

Dichter und Denker gingen von je den Umwendungen ins Wesenhafte voran. Niemals ganz der Welt des Vergänglichen verfallen, sondern stets in ihrem Innersten den letzten Fragen des Menschseins, des Lebens, hingegeben, versuchten sie zu allen Zeiten, die so wesentlich gewordene Frage nach der Unsterblichkeit auf ihre Weise zu beantworten. Kaum einer der bedeutenden deutschen Dichter und Denker hat sich nicht ernsthaft damit auseinandergesetzt. Dabei wurden die verschiedenartigsten Antworten gegeben, die bedingt waren einmal durch den jeweils herrschenden Zeitgeist, aber was weit wesentlicher ist – durch die Persönlichkeit selbst.

Die orientalisch-griechische Vorstellung vom Abstieg der Toten in den Hades ist dem germanischen Mythos als Reich der Hel bekannt, dem aber nur Menschen verfallen, die eines unheldischen Todes sterben. Dies widerspricht jedoch dem Menschenbilde der deutschen Frühzeit. Von Anfang an erlebt sich der deutsche Mensch mit einer Aufgabe beladen, die er nur in freiem Einsatz erfüllen kann. Ihr entspricht in der Frühzeit am besten der als Held im Kampfe Fallende, der daher zum Sitz der Götter erhoben wird, um sich weiter zu entwickeln für den Endkampf um eine neue Erde. Diese Verbundenheit des deutschen Menschen mit dem Erdenschicksal bewirkte schon in germanischer Zeit ein selbständiges Auftauchen der ältesten Unsterblichkeitsanschauung.

Und Mathilde Ludendorff sagt weiter:

„Was hieß sie so singen?
Was hieß sie hoffen und wollen
im Reiche des allgewaltigen Todes? –
Seit Menschen gedacht umkreiste ihr Sinnen dies Rätsel.
Ihr Glauben, ihr Dichten, es stammelt
in Mythen und Liedern ihr höchstes Erleben."

Es gab eine Zeit, da war unsere Erde nur von Lebewesen bevölkert, die die „Möglichkeit der Unsterblichkeit" besaßen. Der große Forscher Weismann sprach von der „potentiellen Unsterblichkeit". Diese Lebewesen gibt es auch heute noch. Sogar in unserem Leibe gibt es Zellen, die diese „Möglichkeit der Unsterblichkeit" noch heute besitzen! Wie wollte man es auch sonst erklären, daß jenes Geheimnis, welches wir das Leben nennen, überhaupt weitergereicht werden kann, weit in folgende Generationen, ohne die „Möglichkeit der Unsterblichkeit"!? Diese „Möglichkeit der Unsterblichkeit" besteht! Sie ist allen jenen einzelligen Lebewesen gegeben, die durch Zellteilung ihre Fortpflanzung finden. Wohl können auch diese dem

„zufälligen Tode“ verfallen und verfallen ihm auch unaufhörlich, sei es, daß sie unter Lebensverhältnisse geraten, die ihnen ein Weiterleben unmöglich machen oder aus anderen Ursachen; an und für sich aber haben sie die „Möglichkeit der Unsterblichkeit“, denn sie sind nicht, wie die vielzelligen Lebewesen, dem unbedingten Todesmuß, dem Alterstode, preisgegeben. Sie haben an sich die Möglichkeit unerschöpflichen Weiterlebens.

Die Todmöglichkeit war gegeben. Und diese entfachte den Selbsterhaltungswillen der unsterblich-fähigen Einzeller zur Todabwehr und damit zur Erzwingung immer höherer Lebensorganisationen. So wurde nicht nur die Arbeitsteilung in der Zelle bewirkt, die Arbeitsteilung zwischen dem Protoplasma als dem Träger der Abwehrtaten gegenüber der Umwelt, und dem Zellkern als dem Träger des Selbsterhaltungswillens und der Erbsubstanz, nein, so wurden auch jene ersten Organe gestaltet, wie Geißeln, Flimmern, Umhüllungen – immer gestaltet in der Todabwehr, im Widerspiel mit dem Selbsterhaltungstrieb in dem Einzeller –, der diese Einzeller sich zusammen-
Todesdrohen . . . War es nicht der Tod – immer im Widerspiel mit dem
schließen ließ zu Zellkolonien, zu Zellstaaten und schließlich zu vielzelligen Lebewesen. Man denke hier nur an die Pandorina, jene Kugelalge, deren Zellen noch alle miteinander vollkommen gleich sind. Und war es dann nicht abermals der Tod, der, im Widerspiel mit dem Selbsterhaltungswillen, erneute Arbeitsteilung in dem Sinne, daß jene beiden Zellarten entstanden, mit deren Unterscheidung unsere Wissenschaft arbeitet. Die eine Art von Zellen nennt sie die Keimzellen. Ihnen ist die Möglichkeit geblieben, durch Teilung bzw. durch Wahlverschmelzung von zweien neue Einzelwesen entstehen zu lassen. Ihnen ist somit die Möglichkeit der Unsterblichkeit verblieben. Die anderen Zellen nennt die Wissenschaft die „Somazellen“, die Körperzellen. Diese aber haben nicht mehr die Fähigkeit, durch Teilung bzw. durch Wahlverschmelzung neue Einzelwesen entstehen zu lassen. Sie sind es, die das Tor des absoluten Todesmusses in Gestalt des Alterstodes durchschritten haben. Sie sind damit der „Möglichkeit der Unsterblichkeit“ beraubt.

Doch Mathilde Ludendorff sagt:

„Auch in todgeweihten Zellen
brennt der Wille alles Lebens,
Wille nach Unsterblichkeit! –“

Ist das Unsterblichkeitsehnen des Menschen nun nichts anderes als ein Rückerinnern, ein Nachklingen, ein Erbe aus jener Zeit der Möglichkeit der

Unsterblichkeit, wie sie unsere einzelligen Ahnen einst besessen haben? Das Unsterblichkeitsverlangen, das uns aus den verschiedensten Mythen geradezu als eine Gewißheit entgegenklingt, ist es wirklich nichts anderes gewesen als Betrug und Selbstbetrug?!

Mathilde Ludendorff deutet uns in ihrer Philosophie, daß in den dem Todesmuß überantworteten Zellen der Wille geboren wurde, die verlorengegangene Möglichkeit der Unsterblichkeit anderweitig zurückzuerlangen:

„... Verloren war die ‚potentielle Unsterblichkeit' der Einzeller, so sollte sie durch die Aufwärtsentwicklung irgendwie wieder erreicht werden ... Das Todesmuß der vielzelligen Lebewesen war hiermit als der große Auftrieb erkannt, der die gewaltigen Entwicklungsstufen der Lebewesen bis hinauf zum Menschen auslöste. Als dies erkannt war, hatte das Todesmuß seinen Sinn enthüllt, hatte aber auch der Unsterblichkeitswille in der Menschenseele seine Erklärung, und nun enthüllte sich all das göttliche Wollen, das die bewußte Menschenseele in sich erlebt – und das der Darwinismus so gar nicht erklären kann, – als wunderbarer Weg und die wunderbare Weise, das unsterblich Göttliche vor dem Tode bewußt zu erleben und somit einer höheren Art der Unsterblichkeit teilhaftig zu sein, als alle jene einzelligen potentiell unsterblichen Wesen."

In ihrem Werk „Das Gottlied der Völker" zeigt Mathilde Ludendorff, daß die Menschen ihr göttliches Erleben in Worten, Taten und ganz besonders in Werken der Kultur gleichnishaft in Erscheinung treten lassen und so der Mit- und Nachwelt schenken. Die Menschen können diese Gleichnisse Gottes nicht nur wahrnehmen, nein, sie können sie auch miterleben. Sie zeigt ferner, wie die Volksseele – das Rasseerbgut im Unterbewußtsein – an Kulturschöpfung und Kulturerleben mitgestaltet und die einzelne Menschenseele immer wieder zum Artgemäßen hinführt. Und so sichert sie die Erhaltung des arteigenen Gotterlebens in den Menschenseelen durch die Jahrtausende, solange Menschen auf ihre Sprache lauschen. Die Kultur tritt als gestaltende göttliche Kraft in das Leben des einzelnen und des Volkes. Sie könnte ihm hinreißende Schönheit schenken und den Völkern Unsterblichkeit sichern.

Die Schöpferstätte der Kultur ist das Ich der Menschenseele. „Die Philosophie der Kulturen" weist auf den unermeßlichen Reichtum göttlichen Erlebens dieses Ichs hin. Es läßt sich nur gleichnishaft in den unsterblichen Worten, Taten und Werken anderen Menschen übermitteln.

Die Philosophin schreibt:

„Doch noch höher als alles Wirken in Wort und Tat, das göttlichem Erleben Ausdruck verleiht, ist das Gestalten unsterblicher Werke, die Gotterleben Erscheinung schenken."

Reichtum des Erlebens wird von schöpferischen Menschen zu unsterblichen Werken gestaltet, ohne dabei wahrhaft erschöpfend übermittelt zu werden. Im Gegenteil, unermeßlicher Reichtum wird in Menschenseelen erlebt, der nicht im Werke Ausdruck findet, so daß sogar die Kultur nur einen bescheidenen Teil des göttlichen Erlebens in Menschenseelen über die Zeiten hinweg kommenden Geschlechtern zum Miterleben schenkt.

Je näher ein Kulturschöpfer dem Wesen des Göttlichen war, desto leuchtender ist dieses Werk ein Zeugnis Gottes, desto erhabener singt es das Gottlied über die Erde. Weil das Kulturwerk Unsterbliches übermittelt, so ist es an sich unsterblich, unbekümmert darum, ob nur wenige reif sind, es mitzuerleben. Es singt von dem Tage an, da es geschaffen ward, sein Gottlied über die Erde und wird es noch Nachlebenden singen, wenn der vergänglich Schaffende selbst für immer seine Bewußtheit im Tode verlor. So erweist sich im Kulturschöpfer ein neuer gewaltiger Sieg des Unsterblichkeitwillens. Wenn dort das Bewußtsein göttlicher Unsterblichkeit mit dem Tode schwand, so wurde hier in Worten, Taten und Werken der Kultur Unsterblichkeit über den Tod hinaus geschaffen.

Das Werk der Kultur ist aber auch ein Hort der Mannigfaltigkeit des Erlebens. So sagt Mathilde Ludendorff:

„Welch eine Fülle an Mannigfaltigkeit bieten allein die Kulturwerke eines einzigen Volkes, weil die Schaffenden auf verschiedenen Gebieten wirken, in Dichtkunst, Musik, Bildhauerei, Malerei, Baukunst und den Gebieten der Kultur in der Jahrtausende Lauf, wie der Blütenreichtum der Wiese nebeneinander. Jede Blüte wuchs aus der Erde, als sei sie die erste und einzige im All."

Als W i l l e erstrebt die Volksseele in der Geschichte die Einheit des Volkes im Jetzt. Als Hort der Kultur wirkt sie die Einheit über die Jahrtausende.

So enthüllt uns die Philosophin in dem „Gottlied der Völker" die wunderbaren Gesetze, die die unsterbliche Volksseele und die Einzelseele zum Hort der Kultur machen. Die Volksseele hilft, die unsterblichen Werke im Volk zu erhalten und ihnen Aufnahme und Wertung zu sichern. Dadurch ist sie ein gewaltiger Wachstum fördernder Hort der Kultur.

An anderer Stelle schreibt die Philosophin:

„Ein Wunder sind die Seelenfähigkeiten des Menschen, die ihn befähigen, im Musikwerk das Gleichnis des göttlichen Lebens wiederzuerkennen und mitzuerleben, das einst ein Schaffender diesen Klängen und Weisen anvertraut hat ... Was der Künstler hier fernen Orten und Zeiten entrang, um es aller Zukunft zu sichern, das wird nun in allem Reichtum jenem Menschen erlebbar. Es ist ihm,

wenn er das Werk liest, sieht oder hört, als habe er das alles selber durchlebt. Seine Seele erbebt in Glück und Leid, erbebt in allen Regungen jener Menschen, die der Künstler ihm vertraut macht, und aller Reichtum dieses Erlebens kann Weisheit, kann Selbsterkenntnis, kann edelstes Wollen in ihm erwirken. Er wird also seelischer Erbe dieses Erlebens mit allen Rechten des Erben! Welch köstlicher Sieg über Raum und Zeit und über des eigenen Schicksals Erlebnisarmut und Enge! –"

Es liegt in der Kultur gegründet, vom Ewigen zu künden, das in der Zeitlichkeit erscheint. Der Musikhistoriker Richard Benz schreibt:

„Wohl keinem anderen Volke außer dem Deutschen ist es beschieden, daß es in jeder Stunde in einen heiligen Kreis ewiger Meister einzutreten vermag, die ihm in überirdischer Sprache sein innerstes Seelentum künden. Sonst ist in langen Zeiten und fernen Räumen als Bau und Denkmal verstreut, worin ein Volk sich ausgesprochen findet, oder es ist, als Dichten und Denken, im stummen Buch beschlossen, das nur getrennte einzelne Einsame zufällig berührt. Hier in der Musik aber ist's einmal versammelt und erhöht in einer dichten Folge noch lebendiger Gestalten, deren Rede jeden Augenblick in voller Sinnenwirklichkeit beschworen werden kann."

So wurde Musik in dem Menschen Mozart Gestalt. In ihm erschien die reine übersprachliche Gültigkeit der Musik selbst. Das ist es, was noch jeden vor dem Ereignis Mozart hat verstummen lassen; das ist es, was wir meinen, wenn wir den Namen Mozart mit einem wissenden Glücksklang sprechen.

„Vom vierten bis fünften Jahre an spielen die Dämonen auf diesem unvergleichlichen Instrument: einem Menschen-Kind. Denn das ist das Wunder: daß Einer hier nicht vom Schicksal geweckt und für seinen Beruf erzogen wird; sondern daß er unschuldig – wissend von Anfang an im Besitz alles dessen erscheint, was in Jahrhunderten von zahllosen suchenden Händen, tastenden Sinnen, rechnenden Hirnen als formale mathematisch-technische Möglichkeit der Musik mühselig geschaffen worden war. Was anderen Meistern kaum das Studium eines langen Lebens gab, das steht diesem Kinde bei der ersten Berührung zu Gebot: Klavier-, Violin-, Orgelspiel, die Kunst des Satzes, die Kunst der Instrumentation, die Formen der Fuge und Sonate, der Arie, der Oper, des Konzerts – all dies wird im Fluge von ihm erfaßt und mit bald unerreichter Meisterschaft geübt, als wären es eingeborene Formen und Möglichkeiten seiner geistig-sinnlichen Organisation.

Wenn es ein metaphysisches Ereignis in der Geschichte der Künste gibt, so ist es diese prästabilisierte Harmonie zwischen einer Menschenseele und zwischen den eben ausgebildeten Mitteln einer niewiederkehrenden Zeit – die wunderhafte Schnelligkeit und zauberische Macht, mit der sich diese harmonische Berührung vollzieht, bleibt Zeugnis einer Stunde, da der Weltgeist offener als sonst den sterblichen Augen sich in seinem Wirken erzeigt...

Von dieser göttlichen Geburt in einer glückhaften Welt-Stunde trägt Mozarts Werk fast überall die unverlöschliche Spur ... und ist gebannt vom ersten Augenblick an durch allen Wandel der Zeit in siegreicher Herrlichkeit." (Benz)

Von Mozarts seeligem Verharren in einem tiefbeglückten Sein unterscheidet sich die Dynamik Beethovens. Hören wir noch einmal Richard Benz, was er über Beethoven schreibt:

„Das harte tragische Grundgefühl unserer Zeit, der keine Schicksalsbedrohung vom Materiellen bis ins Geistigste erspart blieb; ihre durchgängige Kampf-Gesinnung, die sich von allem bequemen Behagen, von allem glückhaften Verharren, von aller Geborgenheit im ererbten Überlieferten gelöst weiß – bei Beethoven ist für all dies schicksalhafte Müssen der gewaltige Sinn und Inhalt gesetzt. Auch ihm war nichts erspart; weder in der inneren Entfesselung gefährdender Leidenschaften, noch in der äußeren Bedrohung durch dämonische Gewalten – aber immer umspielen den Kampf-Erschütterten die seligen Melodien einer Harmonie, die er durch Welt-Vernichtung und Menschen-Untergang noch hindurchspürt, und als neue frohe Botschaft verkündet...

Er hat nicht den Kampf zum alleinigen Ziel, zum tragischen Sinn der Welt erhoben – so heroisch, so gewaltig, ja gewaltsam immer sein Aufbruch ist: er gelangt immer ans Ziel, das Siegesjubel und Friedensfeier heißt; er versöhnt die streitenden Gewalten durch die Macht des Geistes. Er wirft die Hoffnung und Zuversicht seiner Tat nicht in ein tröstlich beschworenes Jenseits; er zwingt mit ihr das Diesseits."

Es sagte vor etwa 150 Jahren Franz Grillparzer bei der Enthüllung des Denkmals am Grabe Beethovens:

„Wenn noch Sinn für Ganzheit ist in dieser zersplitterten Welt, so wollen wir uns sammeln an seinem Grabe. Daher sind ja von jeher Dichter gewesen und Helden, Sänger und Gotterleuchtete, daß an ihnen die armen zerrütteten Menschen sich aufrichten, ihres Ursprungs gedenken und ihres Ziels."

„Der Glaube an den schöpferischen Geist, an die Allmacht des Geistes war durch Beethoven wiedergeboren. Es ist durch ihn Licht geworden in unserer Nacht. – Mit Beethoven beginnt etwas Neues, noch schwer zu nennen, noch dumpf verstanden und erst nach hundert Jahren als Sinn und Schicksal einer neuen Welt gefühlt. Beethovens Botschaft ist nicht bequem. Sie birgt ein ungeheures Ethos." (Benz)

Die Musik war Ausdruck kosmisch-geistiger Welten gewesen und hatte von der Herrlichkeit und Weisheit der Weltenschöpfung gezeugt. Als Beethoven seine ersten Werke schrieb, bereitete sich eine neue Stufe der Musikentwicklung vor: Die Musik entfernte sich von ihrem Ursprung und wurde immer mehr Sprache des menschlichen Inneren. Beethoven stand allein in der irdischen Raumes-Welt, und allein auf sich gestellt, nur seiner Berufung

dienend, konnte er nicht anders, als mit seiner ganzen umfassenden Kraft der Güte und Liebe gegen die feindlich anstürmende Welt zu kämpfen. Deshalb läßt uns seine Musik nicht in träumerischen Illusionen wandeln. Mit drohenden Schlägen und stärksten Akzenten reißt sie uns aus allen Traumwelten und stellt uns hinein in die unerbittliche Wirklichkeit. Mit seinen Tönen führt er uns in eine reine Welt. Er schrieb selbst:

„Höheres gibt es nichts, als der Gottheit sich mehr als andere Menschen nähern und von hier aus die Strahlen der Gottheit unter dem Menschengeschlecht verbreiten."

Am ewigen Austausch seelischer Kräfte ist Beethoven unerreichbar. Leid, Schmerz und Freude läßt er uns durch seine Musik erleben. Zu jedem Menschen spricht er, und jeder kann in seinem Inneren seine Tonsprache wiederklingen hören. 1810 schrieb er:

„Wem meine Musik sich verständlich macht, der muß frei werden von all dem Elend, womit sich die anderen schleppen."

Alles, was die Welt bewegt und umgestaltet hat, war groß, thronte auf einsamer Höhe; aber es war zugleich mit allen Tiefen verschwistert und verwurzelt, reichte in gleiche Tiefen hinab, aus dem Volk und elementare Sehnsucht nach Volksgemeinschaft heute und je entspringt. Wie ein Feuer glüht die Leidenschaft und die Kraft seiner Seele in jedem Ton seiner Musik. „Die Musik soll dem Manne Feuer aus dem Geist schlagen", fordert er. Das Schicksal griff hart in sein sterbliches Leben ein, aber es wurde von der letzten Weisheit besiegt und emporgetragen zur Unsterblichkeit, zur Beglückung und Aufrichtung aller Menschen. Schiller sagte schon vor 200 Jahren:

„Die Kunst ist eine Tochter der Freiheit, und von ihr will sie ihre Vorschriften empfangen. Heute aber herrscht das Bedürfnis nach Zerstreuung und Genuß und beugt eine gesunkene Menschheit unter ihr tyrannisches Joch."

Es ist nicht immer so, daß geschulte Ohren allein es sein müssen, um die Musik bis in ihre tiefsten Seelenbezirke übermitteln zu können. Der ganze Mensch muß für das Gute, Wahre und Schöne geöffnet sein. Der ganze Mensch muß zum Hörorgan werden. Erst dann ist er fähig, die allumfassende Musik Beethovens zu erleben.

In seinen späteren Lebensjahren zog sich Beethoven immer mehr in sich selbst zurück, denn als Schaffender war er aus dem Kreis, in dem er sich bisher bewegte, längst herausgewachsen. Als das Schicksal zu dem schwersten Schlage ausholte und ihm seine beginnende Taubheit bewußt machte, ver-

schloß er sich noch stärker der Außenwelt. Ein verzweifeltes inneres Ringen beginnt, das er aber letztlich doch zu meistern vermochte. Dieser Mann, den das Leben über alle Höhen und durch alle Tiefen gejagt hatte, spricht es aus, als ihm das Schicksal des Taubwerdens bewußt wird: „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen! Ganz niederzwingen soll es mich gewiß nicht!" Und er bejaht das Leben immer noch: „O, es ist so schön, das Leben tausendmal leben!" Und wenn es doch manchmal hart über ihm zusammenzubrechen drohte, wußte er sich eins mit seinem Schaffen, seiner Kunst, mit seinem Gott in ihm. „Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor anderen auszeichnen, und sie ist auch die meinige", äußerte er einmal.

Aus dem Gesamtwerk Beethovens tönt uns der lebendige Pulsschlag eines Herzens entgegen. Es berichtet von eigenem Erleben, und darum erhält es das Gepräge unverfälschter Wahrheit. Die Wucht eines Eigenerlebnisses spüren wir, wenn wir einem großen Werk Beethovens nachgehen. Wir fühlen uns erhöht und bereichert, da wir aus dieser Musik die Gewißheit schöpfen, daß das Leben uns nicht beugen kann, auch wenn es mit gewaltigen Schlägen auf uns niederkommt. Unsterblich sind seine großen Tonschöpfungen, die noch heute viele Millionen Menschen vieler Völker täglich aufs Neue beglücken. Ihr Schöpfer steht „unantastbar unter den Großen aller Zeiten, unantastbar für immer". (Grillparzer)

Als Beethoven 1812 in Teplitz zur Kur weilte, erhielt er von einem 10-jährigen Mädchen eine selbstgefertigte Brieftasche mit einem an Begeisterung überströmenden Brief. Daraufhin richtete Beethoven an dieses Mädchen folgenden Brief.

Teplitz, den 17. Juli 1812

Meine liebe, gute Emilie, meine liebe Freundin!

Spät kommt die Antwort auf Dein Schreiben an mich; eine Menge Geschäfte, beständiges Kranksein mögen mich entschuldigen. Das Hiersein zur Herstellung meiner Gesundheit beweist die Wahrheit meiner Entschuldigung. Nicht entreiße Händel, Haydn, Mozart ihren Lorbeerkranz; ihnen gehört er zu, mir noch nicht. Deine Brieftasche wird aufgehoben unter anderen Zeichen einer noch lange nicht verdienten Achtung von anderen Menschen.

Fahre fort, übe nicht allein die Kunst, sondern dringe auch in ihr Inneres; sie verdient es. Denn nur die Kunst und die Wissenschaft erhöhen den Menschen bis zur Gottheit. Solltest Du, meine liebe Emilie, einmal etwas wünschen, so schreibe mir zuversichtlich. Der wahre Künstler hat keinen Stolz; leider sieht er, daß die Kunst keine Grenzen hat, er fühlt dunkel, wie weit er vom Ziele entfernt ist, und indes er vielleicht von anderen bewundert wird, trauert er, noch nicht dorthin gekommen zu sein, wohin ihm der bessere Genius nur wie eine ferne Sonne

vorleuchtet. Vielleicht würde er lieber zu Dir kommen, zu den Deinigen, als zu manchem Reichen, bei dem sich die Armut des Inneren verrät. Sollte ich einst nach H. kommen, so komme ich zu Dir, zu den Deinen; ich kenne keine anderen Vorzüge des Menschen, als diejenigen, welche ihn zu den besseren Menschen zählen machen; wo ich diese finde, dort ist meine Heimat.

Willst Du mir, liebe Emilie, schreiben, so mache nur die Überschrift gerade hierher, wo ich noch vier Wochen zubringe oder nach Wien; das ist alles dasselbe. Betrachte mich als Deinen und als Freund Deiner Familie.

Ludwig van Beethoven

Mathilde Ludendorff schreibt über diesen Brief, den sie als „wertvolles Zeugnis für den edlen Charakter (Beethovens) und für seine Klarheit über das Wesen kulturellen Schaffens" hält:

„Wie freuen wir uns an den liebwerten Charakterzügen Beethovens und an dem wunderbaren Wort: ‚Ich kenne keine anderen Vorzüge des Menschen als diejenigen, welche ihn zu den besseren Menschen zählen machen; wo ich diese finde, dort ist meine Heimat.' Auch sie gehören zu dem Geheimnis des Kulturschaffens. Sie bezeugen jene Gesetze, die ich in meiner ‚Philosophie der Kulturen' enthüllte! Nur der schafft Kulturwerke, die Ewigkeitwert besitzen, dessen ‚Heimat' bei dem Edelsinn ist. Wesentlich aber ist uns für unsere kleine Betrachtung die Ermunterung, die er einem jungen Menschenkind gibt, das Musikstudium als Lebensberuf gewählt hat: ‚Fahre fort, übe nicht allein die Kunst, sondern dringe auch in ihr Inneres; sie verdient es. Denn nur die Kunst und die Wissenschaft erhöhen den Menschen bis zur Gottheit.'

Wer könnte solche Worte tiefer bejahen als ich selbst und welche Größe dieses genialen Künstlers, der uns so seelentiefe, unsterbliche Werke der Musik geschenkt hat, daß er nicht etwa der Kunst allein, sondern auch der Wissenschaft die heilige Macht zuspricht, ‚den Menschen bis zur Gottheit zu erheben', eine Macht, die der Wissenschaft nur bisweilen innewohnt. Wenn Kunst die Menschen bis ‚zur Gottheit' erhöhen kann, so doch nur deshalb, weil Gottheit in ihr Erscheinung wird. So konnte ich denn auch sagen, daß Kulturwerke Gleichnisse Gottes sind. Das Wesen des Göttlichen aber muß somit auch den Gesetzen des Schaffens und dem Gehalt der Kulturwerke innewohnen."

Wenden wir uns nun einem Kulturwerk zu, bei dem der Name eines Kulturschöpfers so eng an ein einziges Werk gebunden ist, wo der Name eines Menschen in seinem Werk durch die Zeiten weiterklingt wie etwas Einmaliges.

Carl Maria von Weber schuf mit seinem „Freischütz" etwas Einzigartiges, das sich mit seinen Wurzeln tief ins Erdreich erstreckt und mit seinem Wipfel die Sterne streift. Was hier als etwas Großes aus der Seele eines genialen Menschen geboren worden ist, das war zugleich die Sehnsucht eines

ganzen Volkes, die unbewußte Sehnsucht, die im „Freischütz", dem einzigartigen Klangwunder aus deutscher Seele, gestillt wurde. Richard Wagner fand über dieses Werk so ergreifende Worte, daß sie von Zeit zu Zeit immer wieder einmal gehört werden sollten:

„O, mein herrliches deutsches Vaterland, wie muß ich dich lieben, wie muß ich für dich schwärmen, wäre es nur, daß auf deinem Boden der ‚Freischütz' entstand! Wie muß ich das deutsche Volk lieben, das den ‚Freischütz' liebt, das noch heute, im Mannesalter, die süßen geheimnisvollen Schauer empfindet, die in seiner Jugend ihm das Herz durchbebten!

Ach, du liebenswürdige deutsche Träumerei! Du Schwärmerei vom Walde, vom Abend, von den Sternen, vom Monde, von der Dorfturmglocke, wie sie sieben schlägt! Wie ist der glücklich, der euch versteht, der mit euch glauben, fühlen, schwärmen und träumen kann! Wie ist mir so wohl, daß ich ein Deutscher bin!"

Im Jahre 1786 wurde Carl Maria von Weber in Eutin im Holsteinischen geboren. Wir wollen aber nicht bei den einzelnen Stationen seines Lebens anhalten und Rückschau halten. „Nur in dem Klange meiner Lieder findet ihr mich wieder", sagte er einmal. Für uns ist bedeutsam, daß er das innerste Wesen seines ganzen Volkes zum Leuchten und Klingen bringt und seinem Volke das Volksbewußtsein aus gewaltiger Höhe bestätigt.

Der Ruf zur Gründung einer Deutschen Oper in Dresden wurde von ihm angenommen, da er sich dort eine Stätte für sein umfassendes Wirken versprach. 1817 trat er sein Amt als Kapellmeister an, obwohl die Italiener auch dort noch das Feld beherrschten. Doch die vorhandenen italienischen Sänger kamen für die deutsche Oper nur schwerlich in Frage. So sah er sich gezwungen, Ensemble und Chor neu zu besetzen. Es war eine unerhörte Aufgabe, zumal hier so gut wie aus dem Nichts geschaffen werden mußte. Bei seinem Amtantritt schickte er einer Zeitung folgende Worte:

„Der Italiener und der Franzose haben sich eine Operngestalt geformt, in der sie sich befriedigt hin und her bewegen. Nicht so der Deutsche. Er greift alles tiefer. Wo bei den anderen es meist auf Sinnenlust einzelner Momente abgesehen ist, will er ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk, wo alle Teile sich zum schönen Ganzen runden und einen."

Der „Freischütz" ist kein bloßer Zufall, der plötzlich über ihn gekommen ist. Lange suchte er, bis er fand, was sein ganzes inneres Selbst ausfüllte. So schrieb er 1812 in sein Tagebuch:

„Sollte ich mein ganzes Leben hindurch all mein Streben, all meinen Fleiß, all meine glühende Liebe einer Kunst geopfert haben, zu welcher Gott nicht den echten Beruf in meine Seele gelegt hätte?"

Der Komponist Hans Pfitzner verglich in seiner Gedächtnisrede zum 100. Todestag Webers dessen Werk mit Luthers und Bismarcks Taten:

„Weber kam auf die Welt, um den ‚Freischütz' zu schreiben."

Richard Wagner sagte ähnliches:

„Es bedurfte des herrlichen Aufschwungs der Jahre der Befreiungskriege, um den Sänger der Körnerschen Lieder nun auf seine eigenen Füße zu stellen. Was wir Deutschen durch den ‚Freischütz' erlebt, ist dem Leben weniger Völker zugeteilt worden."

Am 18. Juni 1821 geht im Königl. Schauspielhaus zu Berlin der „Freischütz" zum ersten Male über die Bühne. Alle Mitwirkenden waren von ihrer Aufgabe geradezu besessen. Das äußerlich festliche Bild, das sich zur „Freischütz"-Premiere bot, gibt uns Hans Schnoor in seinem Buch „Weber auf dem Welttheater":

„Es war jene Hautevolee Berlins, es waren die Gestalten der literarischen, musikalischen und gelehrten Kreise der preußischen Hauptstadt, die sich in der Einbildung sonnten, die geistige Elite des damaligen Deutschtums zu sein. Aber jene Spitzen der Gesellschaft, das steht längst fest, waren es nicht, die über den Sieg des Freischütz entschieden. Träger des Erfolges waren vielmehr jene Männer und Frauen, jene Jünglinge und Kämpfer, die aus dem klarsten Bewußtsein der national-deutschen Sendung Webers und seines Werkes die Entscheidung herbeiführten. Es waren die Insassen des Parketts, die in fürchterlicher Enge eingekeilt dasaßen und zitternd, bangend und beschwörend den Triumph des Abends miterlebten. Es waren nicht die hohen Beamten, die hier zu Schrittmachern einer nationalen Kunstrevolution wurden, es waren nach Max Maria von Webers (seines Sohns) erstem und schon endgültigem Urteil jene Männer, ‚die vor acht Jahren in Waffen geholfen hatten, den Franzmann zu verjagen': die Studenten von der Universität und Akademie, kleine Beamte und Gewerbetreibende, Gelehrte; es war vor allem die ganze künstlerische Jugend. In den Logen aber saß das Alter, saß die Reaktion, saßen die Verneiner der großen Erhebung aus dem Volke...

Die Überlieferung weiß von einem ‚kleinen kräftigen Studenten mit gewaltiger Lunge und knallenden Händen'. Die Mütze zwischen den Beinen ruft dieser Student in die brennenden Handflächen blasend das Stichwort des Triumphes in die Menge hinein: ‚Das ist ja ein Teufelskerl, der kleine Weber, das hält sauer, ihm zu zeigen, wie gut er's gemacht hat.'"

Über diesen denkwürdigen Tag, der der deutschen Operngeschichte angehört, schreibt Weber selbst mit schlichten Worten in sein Tagebuch:

„Der Freischütz wurde mit dem unglaublichsten Enthusiasmus aufgenommen. Ouvertüre und Volkslied da capo verlangt, überhaupt von 17 Musikstücken 14 lärmend applaudiert; alles ging aber auch vortrefflich und sang mit Liebe; ich wurde herausgerufen... Kränze flogen. Soli deo gloria."

Von der Ouvertüre bis zum Schlußchor gibt es wohl kaum ein vollkommeneres Klangwerk. Landschaft, Volkslied, Jägerfreude und Dorflust – Spiegelbild unseres eigenen Wesens sehen wir hier beschworen. „Hier braucht es keine Kultur der Musik, um ganz ergriffen zu lauschen; hier ist der überhohe Flug der Musik zur Erde herabgebannt, zur deutschen Erde im einmaligen Wunderaugenblick", sagt Richard Benz über das „Wunder des Freischütz".

Aus dem Volke heraus gesehen werden der Schützenmarsch, der Bauernwalzer, der unverwelkte „Jungfernkranz", die Jägerchöre, und sie werden in Webers Fassung wieder dem Volke zurückgegeben. Daher konnte auch Richard Wagner mit vollem Recht sagen:

„Und in der Tat, indem er die heimische alte Volkssage verherrlichte, sicherte sich der Künstler einen beispiellosen Erfolg. In der Bewunderung dieser reinen und tiefen Elegie vereinigten sich seine Landsleute vom Norden und vom Süden, von dem Anhänger der ‚Kritik der reinen Vernunft' Kants bis zu den Lesern des Wiener ‚Modejourals'. Es lallte der Berliner Philosoph ‚Wir winden dir den Jungfernkranz'; der Polizeidirektor wiederholte mit Begeisterung ‚Durch die Wälder, durch die Auen'; während der Hoflakai mit heiserer Stimme ‚Was gleicht wohl auf Erden' sang; und ich entsinne mich, als Kind auf einen recht diabolischen Ausdruck in Gebärde und Stimme für den gehörigen rauhen Vortrag des ‚Hier im irdischen Jammertal' studiert zu haben. Der österreichische Grenadier marschierte nach dem Jägerchor, Fürst Metternich tanzte nach dem Ländler der böhmischen Bauern, und die Jenaer Studenten sangen ihren Professoren den Spottchor vor."

Am 5. Juni 1826 stirbt Carl Maria von Weber viel zu früh im Alter von 40 Jahren. In einem entlegenen Raum der Londoner St.-Pauls-Kathedrale wurde sein Sarg so untergebracht, „daß zu fürchten stünde, in nicht langer Zeit würde er gar nicht mehr zu finden sein", schrieb Richard Wagner. (Weber starb in London, nachdem er dort noch seinen „Oberon" selbst dirigiert hatte.) Wagner erreichte es, daß die sterblichen Überreste Webers nach Deutschland überführt worden waren. 1844 wurden sie auf dem Dresdner Friedhof in Friedrichstadt beigesetzt. Die schönen Gedenkworte, die Richard Wagner an Carl Maria von Webers letzter Ruhestätte sprach, seien hier im Auszug wiedergegeben:

„Hier ruhe denn! Hier sei die prunklose Stätte, die uns deine teure Hülle bewahre! Und hätte sie dort in Fürstengruften geprangt, im stolzesten Münster einer stolzen Nation, wir wagten doch zu hoffen, daß du ein bescheidenes Grab in deutschem Boden dir lieber zur letzten Ruhestätte erwählt. –

Nie hat ein deutscherer Musiker gelebt als du! Wohin dich auch dein Genius

trug, in welches ferne, bodenlose Reich der Fantasie: immer jedoch blieb es mit jenen tausend Fasern an dieses deutsche Volksherz gekettet, mit dem er weinte und lachte, wie ein gläubiges Kind, wenn es den Sagen und Märchen der Heimat lauscht. –

Sieh, nun läßt der Brite dir Gerechtigkeit widerfahren; es bewundert dich der Franzose, aber l i e b e n kann dich nur der Deutsche; du bist sein, ein schöner Tag aus seinem Leben, ein warmer Tropfen seines Blutes, ein Stück von seinem Herzen –, wer will uns tadeln, wenn wir wollten, daß deine Asche auch ein Teil seiner Erde, der lieben deutschen Erde sein sollte? –"

„In Wahrheit, seit Homer hat kein Dichter auf die menschliche Gesellschaft eine so unermeßliche Wirkung geübt wie Schiller",

diese Worte des Literaturhistorikers Johannes Scherr beleuchten in heller Klarheit die Bedeutung Friedrich Schillers nicht nur für die Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch für die kommenden Zeiten. Dieser Kulturschöpfer hat mit seinem Schaffen auf die Menschen unseres Volkes eine Wirkung ausgeübt, die beispielhaft dasteht. Seine Werke strahlen seelische Kräfte in einem Maße aus, daß Wilhelm Dilthey sich noch zu dem Gedanken aufraffte, daß die Macht unberechenbar ist, die ein Genius auf die Welt ausübt, als er von Schiller zu behaupten wagte, er habe die sittlichen Energien auf unserer Erde vermehrt.

Als Schiller 1789 seine Professur in Jena antrat, stürmten ihm die Studenten begeistert entgegen. Sein Name war in Deutschland schon weithin bekannt, und seine Werke hatten die Herzen der Jugend bereits in Flammen gesetzt. Er begann seine historischen Vorlesungen in Jena mit der Rede „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" Er führte darin aus:

„Der Anblick so vieler vortrefflicher junger Männer, die eine edle Wißbegierde um mich her versammelt, und in deren Mitte schon manches wirksame Genie für das kommende Zeitalter aufblüht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen, läßt mich aber auch die Strenge und Wichtigkeit derselben in ihrem ganzen Umfang empfinden. Je größer das Geschenk ist, das ich Ihnen zu übergeben habe – und was hat der Mensch dem Menschen Größeres zu geben als Wahrheit? – desto mehr muß ich Sorge tragen, daß sich der Wert derselben unter meiner Hand nicht verringere. Je lebendiger und reiner ihr Geist in dieser glücklichsten Epoche seines Wirkens empfängt, je rascher sich Ihre jugendlichen Gefühle entflammen, desto mehr Aufforderung für mich, zu verhüten, daß sich dieser Enthusiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Betrug und Täuschung nicht unwürdig verschwende.

Fruchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte,

durch alle abwechselnden Gestalten der Meinung, durch seine Torheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung, begleitet sie ihn; von allem, was er sich nahm und gab, muß sie Rechenschaft legen. Es ist keiner unter Ihnen allen, dem Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedenen Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwo mit derselben; aber eine Bestimmung teilen Sie alle auf die gleiche Weise miteinander, diejenige, die Sie auf die Welt mitbrachten – sich als Menschen auszubilden – und zu dem Menschen redet die Geschichte."

Er schließt die Rede mit den Worten:

„Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet – etwas dazusteuern können Sie alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgetan, zu der wahren Unsterblichkeit, meine ich, wo die Tat lebt und weitereilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte."

An Körner schrieb er am 28. 5. 1789:

„Meine Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und mir widerfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war ..."

„Was hat der Mensch dem Menschen Größeres zu geben als Wahrheit?" Ja, das war es, was die Jugend erfahren wollte: Wahrheit! Schiller machte in der Vorlesung einen Unterschied zwischen dem Brotgelehrten, der „seinen ganzen Fleiß nach den Forderungen einrichtet, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihn gemacht werden", und dem freien Forscher, der nur der Wahrheit dient. Der Brotgelehrte „sucht nicht bei seinen Gedankenschätzen seinen Lohn – seinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Versorgung ... Darum kein unversöhnlicherer Feind, kein bereitwilligerer Ketzermacher als der Brotgelehrte ..."

Schiller war der Dichter der Freiheit. Er fühlte sich von keiner Seite abhängig. Einzig der Wahrheit gegenüber fühlte er sich als freier Mensch verpflichtet. Und dieser Ruf nach Freiheit durchdrang sein Schaffen von seinem Erstlingswerk „Die Räuber" bis hin zu seinem allerletzten, dem „Demetrius", das in den Worten gipfelt:

„Will sich niemand erheben für das Recht?
Nun so will ich's!

> Zerreißen will ich das Geweb' der Arglist,
> aufdecken will ich alles, was ich weiß!"

Schiller erlebt ein paar Jahre der glücklichen Kindheit; doch die feindliche Welt zeigt sich bald. Er kommt auf Verlangen des Herzogs Karl Eugen von Württemberg auf die Karlsschule. Dort sollen begabte eigenwillige Köpfe zu unterwürfigen Geschöpfen des Staates erzogen werden. Doch Schiller ist nicht der Mensch, der sich beugen läßt. Seinen eigenen Willen setzt er dieser alles einengen wollenden Welt entgegen, in der Menschen wie Marionetten an Drähten geführt werden sollen. – Das Leben und Treiben in dieser Anstalt lastete schwer auf Schillers Feuerseele. Ein unauslöschlicher Haß gegen alle Tyrannei und Knechtung flammte in ihm auf. Er mußte sich von der widerlich dünkenden Wirklichkeit befreien, indem er sich alles das, was ihn belastete, von der Seele schrieb. Er schrieb „Die Räuber", erschienen 1781. Auf das Titelblatt setzte er gleichsam als ein Fanal „In tyrannos!" Damit waren Inhalt und Absicht in e i n e m Wort zusammengefaßt. Johannes Scherr schrieb:

„Es war ein Fehdehandschuh, dem Bestehenden in Staat und Gesellschaft keck an die Stirn geworfen."

Schiller stellt sich in diesem Schauspiel einer verkommenen gesellschaftlichen Oberschicht und den Gesetzen, die diese Gesellschaft schützen sollen, mit seiner Räuberbande entgegen, um die geschändete Menschheit zu rächen, um Freiheit und Gerechtigkeit wieder herzustellen. Aber seine Genossen sind tatsächliche Banditen, sie führen ein zügelloses Leben und begehen abscheuliche Verbrechen. Von dem edlen Wollen und dem Idealismus ihres Führers wissen sie nichts.

Schiller ist aus diesem Werk die Erkenntnis geworden, daß die Freiheit auf dem Wege der Zügellosigkeit und Gewalttätigkeit nicht zu erreichen ist, da dieser Weg in die Anarchie und Auflösung führe:

„O, über mich Narren, der ich wähnte, die Welt durch Greuel zu verschönern und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu erhalten! Ich nannte es Rache und Recht! Oh, eitle Kinderei – da stehe ich nun am Rande eines entsetzlichen Lebens und erfahre, daß zwei Menschen wie ich den ganzen Bau der sittlichen Welt zugrunderichten würden."

Schiller war als Freiheitsdichter in einem Zwangsstaat unmöglich. Folgende Äußerung zeigt, wie das Werk in fürstlichen Kreisen aufgenommen worden ist:

„Wäre ich Gott gewesen, im Begriff, die Welt zu schaffen, und ich hätt' in

dem Augenblick vorausgesehen, daß Schillers ‚Räuber‘ würden darin geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht geschaffen.“

Die Darstellung der ungesetzlichen Willkür der regierenden Kreise und der Korruption, bei der man „Ehrenstellen und Ämter an die Meistbietenden verkaufte und den trauernden Patrioten von der Türe stieß“, das sollte der Herzog nicht bemerkt haben?! „Ich sage, bei Strafe der Kassation schreibt er keine Komödien mehr!“ Das war die Antwort des Despotismus.

Der Preis, den Schiller für sein Erstlingsdrama zahlte, war sehr hoch: Heimat und Elternhaus.

In der Nacht vom 22./23. September 1872 fuhr Schiller, begleitet von seinem treuen Freunde Andreas Streicher, von Stuttgart hinaus. In der Tasche einige Gulden sowie einige Manuskriptblätter, die jedoch mehr wogen als alles Gold der Erde und in denen der Satz stand:

„Wir wollen sehen, ob die Mode oder die Menschheit auf dem Platze bleiben wird!“

Durch Schillers ganzes Leben und Schaffen hindurch zieht der Gedanke von Freiheit und Menschenwürde. Daß es sich dabei nicht um ungezügelte Willkür, nicht um schrankenlosen Eigennutz, Gelderwerb, Verhöhnung der Sitte, Beraubung des sozial Schwächeren unter scheinbar gesetzlichen Formen handeln kann, hat er bereits in seinem Erstlingswerk ausgesprochen.

In „Kabale und Liebe“ greift er die Verkommenheit an den Fürstenhöfen an. Seinen Schauplatz legt er mitten hinein nach Deutschland. Der fürstlichen Maitressenwirtschaft sagt er den Kampf an. Wenn für die reichen Hofhaltungen an Steuern aus dem Volk nichts mehr herauszupressen war, so mußte der Menschenhandel dazu herhalten, indem man Tausende von Landsleuten für fremde Kriegsdienste nach Amerika verkaufte. „Gestern sind siebentausend Landeskinder nach Amerika fort – die zahlen alles!“ Was war das doch für ein blühendes Geschäft! „Die Wollust der Großen ist die nimmersatte Hyäne, die sich mit Heißhunger Opfer sucht“, und „man hat mir gesagt, daß die Großen dieser Welt nicht belehrt sein wollen, was Elend ist.“

Mit diesen Anklagen eroberte sich Schiller die Herzen der Jugend im Sturm. Sie verstand ihren Schiller.

Flammende Empörung gegen Tyrannei zieht sich durch alle seine Werke. In seinen Vorarbeiten zum „Don Carlos“ schreibt er 1783:

„Ich will mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituierte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchter-

lich an den Pranger zu stellen. Ich will – und sollte mein Carlos auch für das Theater verloren gehen – einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen."

In diesem Werk hat Schiller tief in das innere Getriebe des Weltgeschehens geblickt. Am deutlichsten ist es am Ende des Dramas zu erkennen: der König als sichtbarer Leiter der Politik und der Kardinal die unsichtbare Hand, in deren Gewalt der König ist. Aufbauende Gedanken kommen zum Ausdruck in der Begegnung des Königs mit dem Marquis Posa, der die Forderungen der Menschen vertritt. Ein seelisch lebendiger Mensch tritt zum ersten Male vor den Tyrannen und macht ihm, der bis dahin in größtem Umfange mit gutem Gewissen Menschen unterdrücken und hinmorden ließ, sein gutes Gewissen wankend. Posa hält ihm sein zweckloses Beginnen vor Augen:

„Sie wollen pflanzen für die Ewigkeit
und säen Tod? Ein so erzwung'nes Werk
wird seines Schöpfers Geist nicht überdauern.
Dem Undank haben Sie gebaut – umsonst
den harten Kampf mit der Natur gerungen,
umsonst ein großes, königliches Leben
zerstörenden Entwürfen hingeopfert.
Der Mensch ist mehr als Sie von ihm gehalten.
Des langen Schlummers Bande wird er brechen
und wieder fordern sein geheiligt Recht."

Aber dieser König wählte dann doch die „Verwesung lieber als die Freiheit" und steht am Ende eines erfolglosen Lebens.

An Schillers Geist, der seine Gedanken durch Marquis Posa aussprechen läßt, entzündete sich der deutsche Idealismus. Und dieser Geist zieht sich dahin bis in sein letztes vollendetes Werk „Wilhelm Tell", in dem ein unterdrücktes Volk verhaßten Zwang abstreift und Tyrannenmacht in ihre Grenzen verweist. In seinem Buch „Schiller und seine Zeit" schreibt Johannes Scherr:

„Mit dem Tell kehrte Schiller mit gereifter Kraft, mit geläutertem Enthusiasmus zu dem großen Problem zurück, von welchem all sein Denken und Dichten ausgegangen – zu dem Problem sittlicher Menschenwürde und staatsbürgerlicher Freiheit. Mit dem Instinkt des Genius hatte er im Wallenstein seine Nation auf ein ungeheures Kriegsspiel vorbereitet; jetzt schuf er den Tell, um ihr zu zeigen, daß und wie ein unterjochtes Volk sich befreien muß und kann. Sein Erstling – die Räubertragödie – war ein weltbürgerlicher Notschrei gegen die Unfreiheit und Verkrüpplung deutschen Wesens gewesen; sein letztes großes Gedicht war

ein glorreiches Lied vom Vaterland. Das ist mehr als Zufall. Es ist der vorausschauende Blick des Propheten, welcher die Stadien der geschichtlichen Entwicklung zum Voraus durchläuft und hinter dem blutigen Wirrsal heranziehender Niederlagen schon die Siegesfahnen wehen sieht."

Wo ist die Verbundenheit von Volk und Heimat tiefer empfunden und ausgesprochen worden als im „Tell"? Aus dem Gespräch zwischen Attinghausen und Rudenz (Die Kenntnis des gesamten Inhalts vorausgesetzt):

„Verblendeter, vom eitlen Glanz verführt,
verachte dein Geburtsland! Schäme dich
der uralt frommen Sitten deiner Väter!
Mit heißen Tränen wirst du dich dereinst
heimsehnen nach den väterlichen Bergen
und dieses Herdenreihens Melodie,
die du in stolzem Überdruß verschmähst,
mit Schmerzenssehnsucht wird sie dich ergreifen,
wenn sie dir anklingt auf der fremden Erde.
O, mächtig ist der Trieb des Vaterlands!"

Im Gegensatz zur Französischen Revolution hat Schiller im „Tell" die Erhebung eines bedrückten Volkes bewußt geschaffen. Schiller, anfänglich von der Französischen Revolution begeistert, wandte sich sehr bald von ihr, als er erkannte, wie das Freiheitsstreben mißbraucht und in blutige Bahnen gelenkt wurde. Durch Rudenz hören wir:

„Die Binde fällt von meinen Augen – schauernd
seh ich an einen Abgrund mich geführt –
mein freies Urteil habt ihr irr' geleitet,
mein redlich Herz verführt. – Ich war daran,
mein Volk in bester Absicht zu verderben."

Demgegenüber stellt Schiller – wie Scherr sagt – die „deutsche Verkündigung der Menschenrechte".

„Sollen wir
des neuen Joches Schändlichkeit erdulden,
erleiden von dem fremden Knecht, was uns
in seiner Macht kein Kaiser durfte bieten? ...
Unser ist durch tausendjährigen Besitz
der Boden – und der fremde Herrenknecht
soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden
und Schmach antun auf unserer eigenen Erde?
Ist keine Hilfe gegen solchen Drang?
Nein! Eine Grenze hat Tyrannenmacht!"

Was hat man nicht alles versucht, um zwischen Schiller und sein Volk

Barrikaden zu errichten! Die gesunden Ausstrahlungen des Dichters auf sein Volk sollten ausgeschaltet werden.

1921 schrieb im „Neuen Wiener Journal“ Siegfried Trebisch:

„Nur wenn der Begriff ‚Vaterland‘ vollständig aufhört und ausgemerzt wird aus den werdenden Gehirnen, um dem Begriff ‚Menschheit‘ Platz zu machen, kann das Morgenrot einer neuen friedlichen Welt zu dämmern beginnen ... Einen Namen zumal, den die Fahnen der deutschen Jugend so lange vorangetragen haben, den Dichternamen Friedrich Schiller, werden sie vergessen lernen müssen.“

Die Weltmachtziele eingeweihter Klüngel könnten durch die gewaltigen Kräfte, welche die Kulturgestalter eines Volkes vermitteln, zum Sturz gebracht werden. Aus den Schöpfungen volksgemäßer Kultur kann ein Volk ungeahnte seelische Widerstandskraft gewinnen.

Und wie steht es mit unserer heutigen Jugend? Liest sie noch Schiller? Hat sie Gelegenheit, seine Werke auf der Bühne zu sehen? Aber nicht in verballhornten „interessanten“ Inszenierungen! Was erfährt sie in der Schule über den Dichter?

Schiller behielt seine Jugendlichkeit sein Leben lang:

„Schon glühte seine Wange rot und röter
von jener Jugend, die uns nie verfliegt.“

Er sagte einst:

„Das Jahrhundert ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe ein Bürger derer, die da kommen werden!“

Wenn unsere heutige Jugend sich mit Schiller verbünden würde, statt allen möglichen „Weltrevolutionären“ und ihren Ideologien nachzulaufen, so wäre das Jahrhundert angebrochen, das für Schillers Ideale reif ist: Freiheit und Menschenwürde!

Prof. Dr. Kraeger sagte 1931 auf der Volkshochschulwoche in Salzburg:

„Es muß doch etwas von unserem Allerinnersten und Besten in Schiller verkörpert sein, was nur wir kennen und lieben können und woran wir Deutschen uns unter den Völkern der Erde verstehen, ganz in der Stille, nur durch den Blick. Er ist der Träger unserer Unwägbarkeiten, unser herrlichstes Geheimnis.

Es lebt etwas dämonisch Ungezähmtes in ihm, das auf jeden, der nicht unseres Blutes ist, unangenehm und verdächtig wirkt. Er hatte nicht umsonst die rötlich blonden Haare und die ‚oculi truces‘, die ‚wilden Augen‘, vor denen Rom einst erschrak: Augen von einer wahrhaft göttlichen Unzufriedenheit, immer in die Weite blickend und mit ihrem Überschuß an Feuer die Müden ermunternd. Dies Elementare in seinem Wesen, woran Geld und Gut nicht reicht, das Adlerhafte in ihm, kann und darf uns nicht verloren gehen. Dieser Mensch ist ein Naturschauspiel ...

Zu Schiller, der wie keiner mit dem Leben focht, sollen nicht nur die Schulknaben und Mädchen, sondern vor allem die Frauen und Männer im Leben halten. Viele glauben, älter und kälter geworden, ihren Schiller ein für allemal ausziehen und denen hinwerfen zu dürfen, die am Versgeklingel ihre Freude haben; – wo doch an Schiller auch für der Weisen Weiseste genug zu schauen und zu lernen ist."

Beethoven sprach das Wort: „Musik ist höhere Offenbarung als alle Weisheit und Philosophie." Damit meinte er wohl, daß der Dichter und Philosoph sein Erlebnis weit weniger in Worten auszudrücken und zu einem Kunstwerk zu gestalten vermag als der Kulturschöpfer, der seinem Erleben durch Töne der Musik Ausdruck verleiht. Sagt doch Mathilde Ludendorff in ihrem Werk „In den Gefilden der Gottoffenbarung":

„Musik sahen wir von allen Gebieten der Kunst, die göttlichem Leben Ausdruck verleihen, in der geringsten Fessel, denn sie führt in den Klängen, Harmonien und Rhythmen ein Gleichnis zur anderen Seele, das diese in unendlich mannigfaltiger Weise sich deuten kann, ganz so, wie ihre eigene Seele es deuten möchte und als eigenes Erleben nun in sich erfährt."

Zum andern war die Philosophie bis dahin nicht in der Lage, den Menschen zufriedenstellende Antworten auf die Frage nach dem Sinn des Menschenlebens und des Völkerlebens zu geben. Diese letzten Fragen des Lebens wurden mit dem Mittel der Vernunft beantwortet, und wie weit diese reichte, war noch unbekannt, noch waren ihre Grenzen nicht erkannt. Somit mußte die Philosophie in die Irre gehen. Die Antworten, die die Menschen im Laufe der Jahrhunderte erhielten, befriedigten sie im Grunde nicht, obwohl die Philosophie irgendwie zu gestalten versuchte, was ihre Seele ahnte. Doch entweder war das Ergebnis ein mehr oder weniger dogmatisches System, oder es fehlten die naturwissenschaftlichen Kenntnisse, die die Lösung jener Fragen von vornherein unmöglich machten. Im Mittelalter machte sich die abendländische Philosophie zur Sklavin der Theologie und leistete nur der Priesterherrschaft über Menschen und Völker bedeutende Hilfsdienste; doch die Wahrheit wurde nicht ergründet. In der Reformationszeit und der Zeit der so viel geschmähten Aufklärung begann man dann mit der Untersuchung der menschlichen Vernunft und ihrer Bedeutung für die Möglichkeit des Erkennens.

Der Weg führte zu Immanuel Kant, dem Weisen von Königsberg: Die Vernunft, die sich auf unvollkommene Sinneswerkzeuge stützt, – diese Vernunft ist auf begrenzten Sinneswerkzeugen aufgebaut und muß mithin selber begrenzt sein. Sie vermag wohl nachzudenken über Raum und Zeit, über

Ursache und Wirkung, über die „äußere Welt", über die Welt der Erscheinung, – sie vermag aber niemals an das Wesen der Dinge zu gelangen, an das „Ding an sich", an die wesenhafte Welt, oder wenn man will: an die „jenseitige Welt". Und Arthur Schopenhauer, der dicht an den Toren der Gotterkenntnis stand, deutete das „Ding an sich" als „Wille".

Mathilde Ludendorff baute auf den Teilerkenntnissen der beiden Philosophen weiter auf, führte die Philosophie zur Vollendung und krönte damit das Schöpfungsziel. Die Fragen nach dem Sinn des Lebens, nach dem Sinn des Todes, nach dem Sinn der menschlichen Unvollkommenheit waren in Übereinstimmung mit der Tatsächlichkeit beantwortet. Es ist dies die größte Kulturtat, die geschaffen wurde, solange es Menschen gibt. Für den einzelnen und für alle Völker haben diese Erkenntnisse eine tiefe und weittragende Bedeutung. Mit ihren philosophischen Werken hat Mathilde Ludendorff allen Menschen ein Geschenk bereitet, das in seiner ganzen Bedeutung heute erst von wenigen Menschen erkannt ist. Mathilde Ludendorff hat das Werden der Welten, das Werden der Schöpfung nacherlebt. Sie schildert es uns in ihren Lebenserinnerungen. Auszugsweise einige Stellen aus dem 4. Band:

„Das Werden der Vorstufen im Weltwerden, so erkannte ich nun klar, kann nur erschaut werden, wenn das Ziel der Schöpfung: ein bewußtes Gotterleben, erwiesen ist und wenn die Seele zudem die Kraft hat, eins zu werden und eins zu bleiben mit dem Göttlichen in diesem heiligen Schaffen...

Da schwanden dem Gedenken die Menschen der Erde, es schwand der Stern, der ihnen Heimstätte ward. Ich erschauerte in diesem unermeßlichen Kosmos, in dem keine bewußten Seelen lebten. Es schwanden die Tiere und Pflanzen, ich ward noch einsamer! Es schwand alle trauliche Schönheit eines bewohnbaren Sternes. Einsam ward ich in einem Weltall unter den in unermeßlichen Entfernungen voneinander stumm kreisenden unbewohnbaren Welten. Sie wurden einander ähnlicher, denn schon sah ich nicht einen einzigen, der nicht in Gluten als einzige Stoffe Gase barg. Es schwand die Artenfülle der Gase. Urstoff allein kreiste im All.

Ich aber erbebte auf diesem Heimweg zu den fernsten Urzeiten des Werdens der Welten, als sei es die eigene Heimkehr zu Gott. Was ich erlebte, schaute ich in einer Klarheit, die es mir Gewißheit werden ließ: wenn dir die Kraft erwacht, dies alles vom Wesen des Göttlichen, nicht aber als erschauender Mensch zu erleben, wird das Weltall dir seinen ersten Beginn, ja Sinn und Wesen aller göttlichen Willensenthüllungen offenbaren, die einst vom ersten Urstoff bis hin zur Menschwerdung führten!" – –

„... zögernd wagte ich, das Erleben in Worte zu fassen, das Werden der Urwelten anderen Seelen zu künden." – –

„Die Schaffenskraft schritt feierlich in jeder neuen Sternennacht weiter im

Schaffen der Welten, das sie wie eigenes Gestalten erlebte! Kaum je kehrte in meinem Leben solche Wucht des Erlebens wieder." – – –

„Dann aber erlebte ich in den Schrecken der Eiszeit das Entflammen der Menschenseele zur Bewußtheit, Aufglimmen des Gottesstolzes und der Mutterliebe in dieser Todesnot, das sieghafte Erwachen bewußten Erlebens in all seiner Schönheit! – Das Schöpfungsziel war vollendet!" – –

„Immer noch sternklare Nächte, immer noch die feierliche Ungestörtheit dieses Schaffens. Da kam das Erhabenste: Es kam in dieser Nacht das Erschauen des Schwindens des Weltalls in seiner stillen Feierlichkeit, in seiner Einfachheit und seiner großartigen Unerbittlichkeit... Einsamer und einsamer war ich da in einer Welt geworden, die ohne Menschenseelen, ja ohne Einzelwesen immer weiter hin zu ihren ersten Stufen zurückschritt!"

Mathilde Ludendorff schuf das, was jedes Kulturwerk erfüllen muß und auch erfüllt, wenn es vom Gottgehalt durchdrungen ist. Große Kulturschöpfer hat das deutsche Volk aufzuweisen. Ich führte einige an. Was sie geschaffen haben und schaffen, muß frei von jeder Absicht und von den Strahlen der Gottheit durchdrungen sein. Dann wird Kultur auch das Gotterleben auf Erden erhalten.

Verlag Hohe Warte – Franz v. Bebenburg KG, 8121 Pähl
Neckardruck Wolfram Duppel, Stuttgart 50